



• Niederdeutsches Heimatblatt •

Nr. 5

Verlag der „Nordwestdeutschen Zeitung“, Bremerhaven-Wesermünde

November 1935

Mitteilungsblatt der „Männer vom Morgenstern“, Heimatbund an Elb- u. Wesermündung e.V.

Preisauschreiben.

Wer gibt dem „Heimatblatt“ den neuen Kopf?

Das „Niederdeutsche Heimatblatt“, das Mitteilungsblatt der Männer vom Morgenstern, ist seit langen Jahren im Verbreitungsbereich der „Nordwestdeutschen Zeitung“ zwischen Weser- und Elbmündung das Heimatblatt aller Bevölkerungsteile und eine der wichtigsten Beilagen der so bewußt bodenständigen „NWZ“. Im kommenden Jahre soll es in erweiterter und verbesserter Form erscheinen. Neben der Heimatkunde und der Heimatforschung, der es bisher fast ausschließlich diente, soll es in Zukunft die Dinge der Heimat auch in volkstümlicher Gestaltung dem ganzen großen Leserkreis der „NWZ“ nahebringen.

Dieser erweiterten Aufgabe soll die äußere Form entsprechen. Ein neuer Titelfopf soll an die Stelle des bisherigen treten, der fast 15 Jahre lang das Gepräge des „Heimatblattes“ charakterisierte. Der Gewinnung eines solchen Kopfes dient das nachstehende

Preisauschreiben:

1. Der neue Titelfopf des „Niederdeutschen Heimatblattes“ soll die Eigenart des Blattes als Beilage einer bodenverbundenen Tageszeitung und als Organ des großen Heimatbundes der Morgensterner unterstreichen.

2. Er soll eine künstlerische Einheit von Bild und Schrift sein. Als Schrift muß der Kopf den nachstehenden Text enthalten: Niederdeutsches Heimatblatt, Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“, und Mitteilungsblatt der „Männer vom Morgenstern“, Heimatbund an Elb- und Wesermündung e. V., Nr. 1, Januar 1936.

3. Der Bildinhalt soll ein Motiv aus der engeren Heimat gestalten. (Beispielsweise den Ochsenturm, Schloß Morgenstern, die Speckenbütteler Kulturdenkmäler das Bülzenbett neben der Bivinsburg.)

4. Zugelassen ist jede Schwarz-Weiß-Technik (auch Photographie), die den zeitgemäßen typographischen Anforderungen entspricht.

5. Die Beteiligung ist jedem Volksgenossen freigestellt.

6. Die Einsendungen sind in verschlossenem Umschlag mit dem Kennwort „Heimatblatt“ bis zum 31. Dezember 1935 der „NWZ“ einzureichen.

7. Außer reiflos ausgeführten Entwürfen werden auch Skizzen angenommen, die gegebenenfalls von Fachleuten ausgearbeitet werden.

8. Als Preise sind ausgesetzt:

Ein erster Geldpreis von	50 Mark.
Zwei zweite Geldpreise von je 15 Mark =	30 Mark.
Zwei dritte Geldpreise von je 10 Mark =	20 Mark.
Ein vierter Geldpreis von	5 Mark.

Zusammen

85 Mark.

Ferner eine größere Anzahl von wertvollen Buchpreisen aus der heimatischen Literatur.

9. Die Entscheidungen des von den Unterzeichneten eingesetzten Prüfungsausschusses sind unanfechtbar. Dem Ausschuß gehören an Architekt Jäger, Bremerhaven; Baudirektor Blanke, Wesermünde; Lehrer i. R. Cordes, Wesermünde; Studienrat Schröter, Wesermünde; Schriftleiter Vochsacker, Bremerhaven.

10. Die durch einen Preis ausgezeichneten Entwürfe werden unter Verzicht auf sämtliche Urheberrechte Eigentum der Unterzeichneten.

Der Vorstand des Heimatbundes der „Männer vom Morgenstern“.

Verlag und Schriftleitung der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

Von der alten Hausweberei. — Brautischak war das Leinen...

Von L. Behrens (Beverstedt).

„Sie sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeiichten Lein.“

Der auf dem Spinnrade zu feinem Garn gesponnene Hanf oder Flachs wird von einem anderen Gerät aufgenommen, von der Haspel. Auf kurzen schrägen Weinen ruht ein rundes Brett, in das mehrere Holzstangen eingelassen sind. Holzachse und Rad vervollständigen die seltsame Apparatur der zwei gekerbte Achsen gleichsam als Kilometerzähler dienen. Wurde das Haspelrad siebenundachtzigmal herumgedreht, so knappte der Nocken geräuschvoll am federnden Brett vorbei: ein Bind Garn war damit abgehäpelt. Zwölf bis vierzehn Bind ergeben ein Stück. Die Stücke Garn werden gekocht, gewaschen und auf einen Bindelbaum gehohen, an der Sonne getrocknet und gebleicht. Das so gewonnene Garn bildet hernach den sogenannten Einschlag bei der Leinweberei auf dem Webstuhl. Als man die Baumwolle noch nicht kannte, mußten Hanf und Flachs auch das Rettengarn liefern. Zu der Zeit wurde darum nur reines Leinen, kein Halbleinen, gewebt.

Beim selbstgewebten Leinen unterscheidet man zunächst den Einschlag, der aus Flachs- oder Hanfgarn besteht, ferner den Aufzug aus Baumwollgarn, „Scheergarn“ genannt. Das Scheergarn muß auf dem „Stell“ recht vorsichtig aufgezogen werden, sonst treten beim Weben dauernd Verwickelungen ein. Die Herstellung von Leinen setzte zur Zeit unserer Vorfahren nicht nur genaue Materialkenntnisse voraus, man

mußte auch mit den Kunstgriffen am Spinnrad, an der Haspel und besonders auf dem Handwebstuhl vertraut sein.

Eine besonders schwierige und kunstverständige Arbeit ist es, das Rettengarn auf den Garnbaum des Webstuhls zu bringen. Dazu diente ein Zwischengerät, der Scheerrahmen. Fünfzehn Drähte führten zu diesem taruffellartigen Gerüst, das bei zwei Meter Höhe einen fünf Meter umfassenden Umfang hatte. Der viel Platz einnehmende Scheerrahmen stand darum auf der Diele oder im Klett. Mit der senkrecht stehenden Achse drehten sich vier große Holzflügel zur Aufnahme des Garns. Waren fünfzehn Spulen leer, dann wurde das Garn wieder vom Scheerrahmen abgenommen. Durch in Worte nicht wiederzugebende Kunstgriffe entstand eine dicke, lange Garnkette.

Vier Personen wurden nun benötigt, um das Rettengarn straff um den Garnbaum des „Stells“, des Webstuhls, zu legen. Die einzelnen Fäden mußten durch Hebel, Schäfte oder Rämme weitergezogen werden. War das eine mühselige Geduldsprobe! Und doch zerriß nie auch nur ein Geduldsraden. Die Rämme und Hebel waren entsprechend den zu wählenden Leinen- und Stoffarten verschieden groß. Sie standen Sonntag im großen Schrank auf der Diele, aber stets betriebsfertig, oder sie wurden freundschaftlich gegeneinander ausgetauscht.

Nun wurden die Weberknoten verfertigt, d. h., daß 960 Enden Garn mit der gleichen Anzahl Fäden des Aufzuges miteinander ver-

knüpft und verknüpft werden mußten; was bei geschickter Handhabung einer Tagesarbeit entsprach. Der Weberknoten zog nicht wieder aus, er saß fest wie ein Schiffsknoten. Die Rammgrößen wurden von den Handwertern in römischen Ziffern in das Geßell eingeschnitten. Auch die Rammacher verewigten sich darauf, z. B. Arend Begemann in Bremen, „vor dem Osterthor in der Runten“ oder Rohdenburg aus Lilienthal. Von diesen Rammachern wurde auch das Baumwollgarn bezogen; wenigstens von den Anwohnern der Moorbezirke um Bremen. Die blauen Garnpackungen enthielten zehn englische Pfunde.

Nicht nur der Handweber, sondern auch die Bäuerin, die Hausdchter und die Dienstmagd mußten mit dem Webstuhl genau vertraut sein; sie mußten das „Stutcheer“, den Querbalken unter dem Garnbaum, Ramm-lade, Schott- und Reitspulen genau so kennen, wie „dat Speerroot“, dessen Aufgabe es war das Leinen zu spannen oder zu „speern“. Zwei, drei oder sogar vier Hebel mußten bedient werden, dazu die „Treer“, die Tretevorrichtung. Waren alle Vorbereitungen getroffen, so setzte sich die Weberin auf die Bank, die wie das Fußbrett die Breite des Webstuhls hatte.

Zwei, drei und mehr Monate hindurch wurde Tag für Tag gewebt. Der große, Ende Januar aufgebaute Webstuhl, der vorher im „Hauort“ stand, nahm die halbe Dönn ein. Da saß nun die fleißige Bäuerin unermüdet tätig von früh bis spät auf der harten lehnlosen Bank, die nichts mit „Stuhl“ gemein hatte, und „schottete“ von links nach rechts, von rechts nach links einen Faden nach dem anderen durch. Die „Schottspulen“ liefen ab, und das „Schiffchen“ schlüpfte seine Bahn. Die Ramm-lade preßte einen Faden an den andern.

Nicht nur die Hände waren unablässig tätig, auch die Füße, die durch die „Treer“ eine ganze Anzahl von Hebeln in Bewegung zu halten hatten. Und was war die Frucht einer Tagesarbeit, nach so viel Mühe, nach so viel Vorbereitungen? Jeden Tag wurde ein Stück Leinen von 4,80 Meter Länge und 75 Zentimeter Breite fertiggestellt. In drei Tagen war eine Rolle, gleich drei Längen, geschafft. Das Gesamtergebnis der Winterarbeit waren neun Rollen oder 129,60 Meter Leinen. Das läßt sich hören. Damit kann man schon was anfangen. Und wie stark ist das selbstgewebte Leinen, man möchte sagen unverwundlich. Meine Mutter hatte in ihrem Koffer Leinen, das hatte ihre Mutter, also meine Großmutter, schon als Brautschatz „mit in die Ehe“ gebracht. Man kann verstehen, daß die Bauerntochter auf diesen Brautschatz besonders stolz war, nicht gekauft, alles selbst angefertigt, handgewebt. So füllte sie mit Schätzen die duftenden Läden. Beim Öffnen der Truhe, des Koffers oder des Leinenschrankes schlug ihr der frische Leinenduft entgegen. Bett-, Tisch- und Leibwäsche, Gardinen, Handtücher, sogar Segeltuch und Sackleinen wurden auf dem Handwebstuhl hergestellt.

Bevor das Leinen in den Koffer wanderte, wurde es in Muschelsalt und auf dem grünen, heckenumfriedeten Rasen, der Bleiche, de Bleet, gebleicht. Da lag nun, mit Stöckern festgesteckt, ein langer Streifen neben dem andern. Die Bleichzeit dauerte vier Wochen, und nachdem das Leinen in starkem Seifenwasser gefocht worden war, wurden die Rollen glatt und bestens geordnet in den Linnenkoffer gelegt.

Jahrhunderte hindurch war das schnurrende, surrende Spinnrad in fleißigem Gebrauch; sein Schicksal gleicht dem des Webstuhls, des „Stells“, das mutterseelenallein, von Spinnweben umgeben, in einem verlassenem Winkel des „Hauorts“ steht, fragend, „Hab' ich's nicht gut gemacht? Wenn ja, warum werde ich dann so fiesmütterlich behandelt?“ Und tatsächlich, es scheint sich zu lohnen. Des Handwebstuhls Geflapper nimm wieder zu. Doch Arbeit und Fleiß, das sind die Flügel, so führen über Strom und Hügel!

Erste Wurster Landwehr auf Grund der Wehrpflicht.

Es sind 120 Jahre her, daß die ersten Sätze aus dem neuen deutschen Wehrgesetz: „Wehrdienst ist Ehrendienst; jeder deutsche Mann ist wehrpflichtig!“ begannen, ein Stück des Ehrbegriffes des deutschen Mannes zu werden. In unseren Tagen der Wiedergeburt dieser preussischen Auffassung begegnet deshalb die Frage gesteigertem Interesse, zu welchem Zeitpunkt der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht in unserer hannoverschen Heimat, die nicht unter der Scharnhorstschen Gesetzgebung stand, durchgeführt wurde.

Da findet sich unter anderen alten Familienakten, die Frau Witwe Auguste Thalmann, die Mutter des Erbhofbauern Adolf Thalmann zu Spieka-Meufeld, sorgsam hütet, ein vergilbtes Dokument über die Verabschiedung eines Wurster Jungens, der in der Franzosenzeit „treu gedient hatt' seine Zeit“. Dieser Landwehrmann Johann Dietrich Bachmann aus Cappel-Meufeld ist einer der ersten Landwehrmänner, die auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht im Kurfürstentum Hannover zum Heeresdienst einberufen wurden.

Der unten abgedruckte „Abschied“ trägt neben den Unterschriften des Bataillonskommandeurs und des Compagniechefs eine Abrechnung über die Marschgebühren: „Zwey Rthl. Cassen-Münze.“ Das Siegel des Truppenteils in rotem Lack ist gut erhalten und läßt den Stempel „Otterndorf“ erkennen. Der Name des Truppenstandortes, Dorum, ist in den Bordruck handschriftlich eingetragen.

Abschied.

Der Soldat Bachmann Johann Dietrich geboren im Jahre 1789 zu Kappelneufeld und gestellt aus Kappelneufeld Amts Nordholz welcher sich unter der Zahl der auf Verfügung Königlich Kriegs-Canzley im Laufe dieses Jahres zu Entlassenden befindet, wird, nachdem er vom 1ten Juny 1815 bis zum 1ten Juny 1817 im Landwehr-Bataillon Otterndorf gedient hat, auf Befehl des Königlichen General-Commandos seines gegenwärtigen Dienstes hierdurch dergestalt entbunden, daß er zur Zeit für gänzlich befreiet vom aktiven Landwehrdienste sich zu achten hat,

jedoch, da er eine sechsjährige Dienstzeit noch nicht ausgehalten, bis zu deren Vollendung der Einzeichnung in die Liste der Ergänzungs-Mannschaft unterworfen, wie auch, im Fall die Vertheidigung des Vaterlandes solches erfordern sollte, überhaupt bis zum zurückgelegten 30jährigen Alter verpflichtet bleibt.

Gegeben Dorum 1ten Juny 1817.

Der Commandeur des Bataillons

H. von der Decken

Ostl. (Siegel)

Der Compagnie-Chef

C. Meyer

Cap.

Dieser „Abschied“ versetzt uns zurück in die Franzosenzeit. Nach der Austreibung der Feinde im Jahre 1813 galt die nächste Sorge des Provisorischen Regierungskollegiums zu Hannover einer allgemeinen Verstärkung der Wehrmacht. Die Arbeit Scharnhorsts, des hannoverschen Bauernjungen in preussischen Diensten, sollte auch in dessen Heimat ihre Auswirkung haben. Weil das System der freiwilligen Anwerbung den großen Rekrutenbedarf im Befreiungsjahr nicht zu decken vermocht hatte, wurden in Hannover — und hier zum ersten Mal in Nachahmung Preussens — neben den freiwillig angeworbenen neuen Frontbataillonen dreißig Bataillone Landwehr gebildet. Ihre Mannschaft wurde in öffentlicher Musterung ausgehoben und zunächst auf sechs Jahre verpflichtet. So bezeugt es die vorstehende Entlassungsurkunde. Ihre Aufgaben sind Ergänzung und Bestätigung einer Notiz in der zeitgenössischen Chronik des Fleckens Lehe (abgedruckt im 1. Jahrbuch der Männer vom Morgenstern). Dort heißt es: „Zur Errichtung eines Bataillons Landwehr mußte nun (1814) alle in den Jahren 1790 bis 1795 geborene, junge Mannschaft losen.“ Unser Landwehrmann trat im Alter von 26 Jahren in das heimische „Landwehrbataillon Otterndorf“, zu dessen Rekrutierungsbezirk auch die Aemter des Landes Wursten zählten.

Uns interessiert noch der Zeitpunkt seines Eintritts. Als nämlich im Frühjahr 1815 — die Geschichte jährt sich zum 120. Mal — die ganz Europa alarmierende Nachricht von der Landung des Korsen wie eine mächtige Bombe platzte, betrieb man sogar im gemächlichen Hannover die Aushebung neuer Rekruten „sieberhaft“. Zum 1. Juni erhielt auch Johann Dietrich Bachmann seinen Stellungsbefehl, kaum drei Wochen vor dem entscheidenden Sieg bei Waterloo. Nach zweijähriger Dienstzeit bekam er den „Abschied von der Truppe“ und trat zur Ersatz-Reserve über. Eins ist auffallend: das Dokument seiner Verabschiedung ist ihm nicht in Otterndorf, sondern in Dorum erteilt worden. Es hat den Anschein, daß in dieser Zeit umfangreicher Rekrutierungen der Flecken Dorum zeitweilig Garnison des Bataillons war. Es widerspricht durchaus nicht den Gepflogenheiten der Befreiungsjahre, daß ein Truppenteil auch nach seiner Verlegung den Namen des früheren Standortes — hier Otterndorf — beibehielt.

So führt uns dieser Abschied des „Landwehrmannes“, gestellt aus Kappelneufeld Amts Nordholz, zurück in die Zeit, als die „Wehr des Landes“ jedem Mann zur stolzen Pflicht gemacht wurde. Heute ist daraus ein Recht und das schlichte Symbol der wiedererlangten Ehre und der Freiheit eines erwachsenen Volkes geworden. Auch in der Geschichte der engeren Heimat reichen Vergangenheit und Gegenwart einander die Hände.

H. Schriefer, Dorum.

Ein niedersächsisches Volkswörterbuch.

Aufruf zur Mitarbeit.

Seit Jahrzehnten haben die Gebiete Deutschlands die Schätze ihrer Mundarten geborgen und zum Teil schon in Wörterbüchern veröffentlicht. Nur das große niedersächsische Gebiet zwischen Ems und Elbe, Nordsee und Harz, das mit Recht auf sein erdverwachsenes Volkstum stolz ist, steht noch zurück. Wohl gibt es auch in diesem Raume einige Wörterbücher, aber sie behandeln nur einige landschaftliche Teile, nicht das Ganze. Jetzt ruft das „Niedersächsische Wörterbuch“ der Universität Göttingen, für das Professor Dr. Neumann und Dr. Jantzen in Göttingen zeichnen, zur Mitarbeit auf. Sein Arbeitsbereich umfaßt die Provinz Hannover, die Länder Oldenburg, Braunschweig, Schaumburg-Lippe und die Hansestadt Bremen. Das „Niedersächsische Wörterbuch“ will in diesem Gebiete den Schutz der plattdeutschen Wörter, auch den Schatz der Redensarten, Sprüche, Rätsel und Verse aller Art heben und bergen.

Aus dem „Niedersächsischen Wörterbuch“ soll ein „Niedersächsisches Volkswörterbuch“ werden. Sein Wörterverzeichnis soll den großen ausdrucks- und bilderreichen Wortschatz der plattdeutschen Sprache des niedersächsischen Gebietes erschließen und im Spiegel dieser Sprache unseres Volkes Eigenart und Kulturgeschichte erkennen lassen. Dazu sollen viele Wortarten die landschaftlichen Verschiedenheiten des Sprachgebrauches darstellen. Sie sollen das Wörterbuch zu einer Art niedersächsischen Wortatlas werden lassen. Als willkommene Ergänzung zu dem bereits erscheinenden Volkstumsatlas von Niedersachsen werden die Wortarten der Frühgeschichte, Landesgeschichte und Gesamtvolkskunde wesentliche Dienste leisten. Der Wissenschaft, der Schule, aber auch allen Volksgenossen der norddeutschen Heimat soll so ein zugleich gelehrt und volkstümliches Werk geschaffen werden.

Zur Mitarbeit ist jeder, der helfen will, willkommen. Sie ist in doppelter Weise möglich: 1. Durch das Beantworten von Fragebogen, 2. durch das Einsammeln freigesammelter Wörter, Redensarten usw. Fragebogen und vorgedruckte Zettel für die freie Sammlung sind vom „Niedersächsischen Wörterbuch“, Universität in Göttingen, kostenlos einzufordern. Unser Vorstandsmitglied Chr. Blanke, hat außerdem eine ganze Reihe von Anschriften aufgegeben und es darf erwartet werden, daß alle Empfänger von Fragebogen möglichst schnell und sorgfältig an die Arbeit gehen, damit auch Niedersachsen sein Wörterbuch bekommt, wie es Schleswig-Holstein bereits besitzt.

J. J. C.

Morgensternarbeit 1935 in Hamburg.

Herkunft der Germanen. — Ortsnamenforschung. — Landesfiegel.

Auf der ersten Versammlung dieses Jahres, am 31. Januar, sprach Pastor H. Rütger über „Karl der Große und Widukind“. Da der Vortrag im Jahrbuch erscheinen wird, gebe ich nicht näher darauf ein. In der zweiten Sitzung im Februar behandelte Professor E. R. u. s. a. Bergedorf, Hamburgs Beteiligung an der Lauenburg-Bremer Fehde wegen Hadeln (1500) — „ein Rätsel der Hamburger Kammerechnungen!“ Am 25. Mai führte uns Museumsleiter Wegewitz durch sein Helmsmuseum in Harburg und äußerte sich eingehender über die vorgeschichtlichen Siedlungs- und Hausfunde in Niedersachsen.

Am 28. Juli fand eine Versammlung auf dem Dobrock statt, die leider nicht so gut wie sonst besucht war. Professor E. Rütger sprach über „Germanische Kult., Gerichts- und Dingstätten im Mündungsgebiet von Elbe und Weser auf Grund der Ortsnamen“. Da zunächst vorwiegend die Geest berücksichtigt war, ging Professor Rütger in der Versammlung am 25. Oktober, die übrigens Steinstraße 23 stattfand, auf Dr. E. v. Lehes Anregung auch auf die Marschen ein. Man muß dabei, wie der Vortragende ausführte, einen Zeitraum von etwa 6000 Jahren geschichtlicher Entwicklung überblicken; am Beginn desselben steht die Frage des Ursprungs der Germanen, die noch nicht eindeutig beantwortet ist. Zwar ist sich wohl die Mehrzahl der Vorgeschichtsforscher darüber einig, daß die Germanen nicht aus Asien eingewandert sind, wie man früher annahm, sondern daß ihr Ursprung im Norden oder in der Mitte Europas zu suchen ist. Wer aber ihre Ahnen waren, und woher sie kamen, ist noch umstritten. Professor Rütger bezog sich auf S. Hüntert, „Ursprung der Germanen“, der die Ansicht vertritt, „sie seien aus altsteinzeitlichen Westeuropäern und nordrassischen Steinartleuten oder Schnurkeramikern aus dem Gebiete des Baltikums zusammengewachsen“. Hans J. R. Günther, „Herkunft und Rassen Geschichte der Germanen“, meint, das Germanentum sei in der Bronzezeit durch Verschmelzung dreier Gruppen entstanden, der Schnurkeramiker Mitteldeutschlands, zweitens der Megalithkeramiker des Nord- und Ostseebereichs, schließlich der Streitartleute, des jütländischen Volkes der Einzelgräber, deren Herkunft noch unsicher sei. Gustav Schwantes, „Deutschlands Urgeschichte“, vertritt die Ansicht, die Germanen seien durch die Verschmelzung der Megalithiker mit den Schnurkeramikern entstanden, und zwar sei ihre Urheimat das südliche Schweden, Dänemark und Schleswig-Holstein, von wo sie sich während der Bronzezeit nach Norddeutschland ausbreiteten. Carl Schuchardt, „Vorgeschichte von Deutschland“, unterscheidet einen nördlichen Kulturkreis von einem West- und Donaufreis der jüngeren Steinzeit (3000 bis 2000 v. Chr.). Zum Nordkreis gehören die Norddeutsche Tiefebene und Skandinaviern. Hierher sind schon in der mittleren Steinzeit (7000 bis 3000 v. Chr.) die ersten Kolonisten von Westen her eingewandert, vielleicht auch von Osten oder Süden (Thüringen). Auch die Sprachforschung nimmt an, daß im Germanischen zwei Schichten übereinander liegen, ebenso unterscheidet die Anthropologie in der „nordischen Rasse“ zwei Menschenarten, beide langschädlig, aber die eine mit breitem und niedrigem Gesicht, die andere mit schmalen und hohem. Die breitgesichtige ist der Cromagnontypus, also westlich. Der andere ist aus Thüringen gekommen. Es hat sich also durch die Verschmelzung der beiden Kolonistenströme aus dem Westen und aus Thüringen das germanische Element gebildet. — Professor Rütger streifte dann auch die gleichfalls heute viel erörterte religiöse Frage und hob bei der Religion der Germanen die Spannung zwischen ihrem tätigen Wirklichkeitsinn und der träumerischen Jenseitssehnsucht hervor (S. Müller, „Zeugnisse germanischer Religion“). Der Vortragende behandelte dann einzelne Ortsnamen und zeigte deren kultische Bedeutung. Er ging von den Ortsnamen aus und zog die frühmittelalterlichen Thing- und Gerichtsstätten dabei heran. Einiges sei hier erwähnt. In Dingen im Lande Wursten vermutet der Redner neben der Thingstätte, die der Name andeutet, auch eine alte Kultstätte und bezieht sich auf die dortigen Ausgrabungen durch A. Plettke. Professor Rütger ist der Ansicht, daß die Wurster ihre Toten in jener frühen Zeit auf der Geest bestatteten hätten, was freilich in der Besprechung nachher bestritten wird. Daraus bringt er in Zusammenhang mit einem Heiligtum des Donar (Thor), vgl. dagegen G. v. d. Osten im 1. Jahrbuch der Männer vom Morgenstern, der keine Deutung wagt, da die älteste Form Dornem (1312) ein n zeige, das seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts merkwürdigerweise verschwinde; 1618. Dornum, daher befriedige weder die Deutung „ein mit Dornen umhagter Platz“ noch „Dorshöfen“, auf einen Personennamen bezogen. Wanhöden will der Vortragende wie Wana auf die Wanen zurückführen, ein Göttergeschlecht in der Edda, das mit den Asen im Kampfe liegt; bisher wurde Wanhöden (16. Jahrhundert, Wanhogen) wohl als „Grenzhöhe“, auch „Wodanshöhe“ erklärt. In den Elbmarschen nimmt Professor Rütger auf dem hohen Elbuferland viele ehemalige Kultstätten an, besonders in Rehdingen (Junglaus) und im Alten Lande. In der Aussprache wurde noch manches ergänzt und hinzugefügt, besonders auf das Problematische der Ortsnamendeutung noch einmal hingewiesen und Parallelen zu Dithmarschen gezogen (Pastor Jensen). Dr. E. von Lehe regte eine Sammlung für die Herausgabe eines Werkes von Alfred Plettke über den Dingener Urnenfriedhof an.

In der Versammlung am 22. November sprach Dr. E. von Lehe über „Landesfiegel der hannoverschen Marschländer, insbesondere des Landes Wursten“. Ich möchte aus diesem aufschlußreichen Vortrage einiges mitteilen. Siesel, schon in der römischen Zeit entstanden, sind nicht zu verwechseln mit „Wappen“, die erst dem hohen Mittelalter angehören. Der Wert der Siesel liegt darin, daß sie infolge des auf ihnen angegebenen Datums geschichtliche Erkenntnisse vermitteln. Ferner sind sie der „Ausdruck“ (im eigentlichen und übertragenden Sinne!) einer Körperschaft, eines Gemeinwesens. Sie haben in der Regel eine Umschrift, die der Zahn der Zeit häufig zerstört hat; in den meisten Fällen ist dann die zugehörige Urkunde ersatz. Die Städtefiegel erscheinen um 1220 wie die ersten Marschfiegel, die

Junckfiegel nicht vor 1300. Unter den Marschfiegeln besitzt Land Hadeln von den Elbmarschen das älteste und ausdrucksvollste, dessen Metallstempel beim Landratsamt in Otterndorf noch erhalten ist. Wie in Hadeln der heilige Nikolaus, der Beschützer der Seefahrer (Patron der Kirche zu Altenbruch), im Sieselbild ist, so im Alten Lande Maria mit zwei gekreuzten Schlüsseln, wie diese im Stader Wappen und auf der Flagge der Altländer Dampfer noch heute zu sehen sind. Von den Wesermarschen besitzt das Vieland kein Siesel, Land Wursten dagegen in etwa 45 mittelalterlichen Urkunden 22 Siesel. Die älteste Urkunde im Staatsarchiv zu Hamburg ist 1238 ausgestellt. Nach 1269 ist ein anderer Stempel verwandt worden, der Jahrhundertlang in Gebrauch war, bis das Land unter die Hoheit des Herzogs Magnus von Lauenburg kam. Nunmehr (1518) erscheint statt des früheren thronenden Herrschers eine Mariengestalt mit dem Lauenburger Rautenfranz und dem halben Reichsadler. Die Landesstube hat aber später das alte Siesel mit der thronenden Herrschergestalt (siehe Titelblatt der Geschichte des Landes Wursten von G. v. d. Osten — R. Wiebald!) wieder eingeführt. Der Redner wies dann überzeugend nach, daß diese Gestalt niemand anders ist als Karl der Große bzw. der durch ihn verdrängte Karl Martell, der nach der Eroberung des Landes in einer klugen Politik den Friesen — abgesehen von der Eintreibung eines kleinen Zinses — ihre Vorrechte beließ. Dafür verehrten sie ihn hoch, wie das Sieselbild zeigt, das demnach seit alters den Anspruch der Wurster auf ihre Freiheit zum Ausdruck bringt, auch dann noch, als sie dem Erzbischof Bremen unterstanden. Der Redner verband es ausgezeichnet, den an sich etwas spröden Stoff lebendig zu machen. Er hatte eine ganze Reihe von Urkunden, Siegeln, Abgüssen und Photographien mitgebracht, die den Anwesenden gezeigt wurden. Sodann führte der Vortragende die Hörer von Schritt zu Schritt zu seinen Ergebnissen und ließ sie so die ganze Forscherarbeit noch einmal miterleben. Es war wieder einmal ein sehr anregender und gehaltvoller Abend.

Die letzte Sitzung dieses Jahres wird am Donnerstag, 12. Dezember, abends 8.15 Uhr, Steinstraße 23 sein. Pastor Bergholter wird über das Thema sprechen: „Rasse und Volkstum in ihrer Bedeutung für die religiöse Haltung unseres Volkes.“ Dr. R. Hey.

Altniederländische Fayencefabrikation. Niederländische „Botterde“ in Delfter Fayencen. — Auf den Spuren oldenburgischer und ostfriesischer Fayence-Herstellung.

Delfter Fayencen sind als Kunstwerke weltberühmt, wenigen jedoch dürfte bekannt sein, daß in früheren Zeiten auch in Niedersachsen eine Fayencefabrikation gab, der uns bis in unsere Zeit kunstvolle Gegenstände erhalten sind, die jeden Vergleich mit den Delfter Erzeugnissen jener Zeit aushalten, und die zudem mit jenen das eine gemein haben, daß sie aus der gleichen „Botterde“ hergestellt wurden, die man nachweislich damals auch in Delft mit verarbeitete.

In Beschreibungen der Delfter Fayencefabrikation wird vielfach gesagt, daß die „Plateelbaker“ in Delft die erforderliche Tonerde außer aus ihrer engeren Heimat auch aus Mülheim am Rhein bezogen hätten. In einer 1885 erschienenen Schrift von Krell, „Die Gefäße der Keramik“, wird gesagt, daß den in Delft gebrauchten drei verschiedenen Tonerden zuweilen noch eine vierte, und zwar „westfälische“, hinzugefügt worden sei. Richtiger ist, wie vorhandene Urkunden beweisen, „niederländische“ oder „nordwestdeutsche“ zu sagen. Im „Kunstgewerbeblatt“ von 1886 schreibt J. von Alten in seiner „Urkundlichen Geschichte der Porzellanfabrikation in Friesland“, daß in gewissen friesischen Kirchspielen sich auch damals noch die sogenannte Botterde vorfinde, die von den Holländern schon im 17. Jahrhundert ausgebeutet worden sei.

Botterde aus dem Zevenlande.

Im Archiv in Oldenburg finden sich über die Ausfuhr dieser Tonerde nach Holland zahlreiche Urkunden, aus denen sich die damaligen Verhältnisse klar rekonstruieren lassen:

Vor allem zeigt sich, daß das Graben der Botterde von Alters her Regel war. Das Graben wurde öffentlich ausverdingen, was sowohl im Zevenlande (wo sich die Erde besonders auf den Ländereien des Gutes Barkel fand), als auch in Ostfriesland Geltung hatte. Im Zevenlande durfte um 1700 laut Verfügung der damals zerbisshenden Regierung ein Unternehmer in vier Jahren 1200 Fuder Botterde graben, in Ostfriesland durften die Untertanen ohne Entgelt 40 Fuder graben, aber nur an Ostfriesen weiterverkaufen. Im Zevenland wurde das Graben dieser begehrteten Tonerde offenbar nur in den Kirchspielen Sillenstede und Schortens betrieben, und zwar durch die Besitzer des Landes selbst. Für die Ausfuhr nach Holland war eine besondere Erlaubnis der Regierung erforderlich. Für jedes gegrabene Fuder mußten 9 Schillinge an die Regierungskasse abgeführt werden.

Tonerde als Ausfuhrartikel.

Aus den vorliegenden Akten ergibt sich, daß die Ausfuhr der Botterde per Schiff nach Delft in großem Umfange vor sich gegangen ist.

Die ständige Ausfuhr der Tonerde nach Holland in so beträchtlichen Mengen muß dem regierenden Fürsten wohl zu denken gegeben haben, denn nachdem die Kammer am 30. Juni 1739 dem Fürsten berichtet hatte, „wie denn überhaupt wohl besser wäre, wenn dergleichen Töpferton nicht so häufig außer Landes geschickt würde, weil mit der Zeit solche Erde künftighin im Lande selbst dürfte verarbeitet werden können“, antwortete der Fürst am 24. Juli des gleichen Jahres: „Unsere Fürstliche Kammer hat dahin zusehen, daß die Ausfuhr der Botterde nicht so häufig verstoppt werde, damit es deren in unserer Herrschaft Zeven hinkünftig nicht er-

mangeln möge." — Daß diese Anordnung richtig war, zeigt die Tatsache, daß bereits im Jahre 1760 im Lande selbst ein Fayencefabrik gegründet wurde.

Die einheimische Fayencefabrikation.

In verschiedenen Schriften wird berichtet, daß im 18. Jahrhundert in Wittmund eine Fayencefabrik bestanden habe. Erzeugnisse dieser Fabrik finden sich jedoch nirgends mehr, auch urkundliche Nachweise fehlen ganz. Lediglich aus Urkunden im Archiv zu Aurich entnimmt man, daß um die Mitte des 18. Jahrhunderts von einem Wittmunder Meister Reiners Steingutwaren nach Hamburg geliefert wurden. Weitere Akten berichten darüber, daß 1759 der Burggraf zu Wittmund um die Genehmigung zur Errichtung einer Fayencefabrik nachsuchte, die ihm offenbar erteilt wurde. Die Fabrik dürfte angelegt worden sein von einem Meister Tönjes aus Meisen, der 1760 in Jever eine derartige Fabrik errichtete. Ein diesem Meister ausgestelltes Zeugnis ist uns erhalten. 1764 suchte ein gewisser B. C. de Moll um die Erlaubnis zur Anlegung einer Fayencefabrik in Wittmund nach und 1775 wollte ein C. J. Oßelblock in Wittmund eine „Fabrik von feinem Delfter Steingut“ errichten. Ein Fabrikant Minger Müller schreibt 1782 an die Domänenkammer in Aurich, daß „er in seiner Jugend in der ehemaligen Wittmunder Porzellan- und Fayencefabrik Fayencefachen von der feinsten Erde und aus Wittmunder Botterde zu verfertigen gelernt habe“.

Die Fayencefabrik in Jever.

In dem nur wenige Kilometer von Wittmund entfernten Jever errichtete der schon erwähnte Tönjes aus Meisen mit Unterstützung des Fürsten von Anhalt-Berbst eine Porzellanfabrik, in der dann jedoch nur Fayencen hergestellt wurden. (Die Geschichte dieser Fabrik schildert F. von Alten ausführlich im „Kunstgewerbeblatt“ 1886 auf Grund eingehender Nachforschungen.)

Wenn man bedenkt, daß 1709 in Dresden Böttcher das Porzellan erfunden hatte, die Porzellanmanufaktur in Meisen in Blüte stand und überall in Deutschland solche Fabriken angelegt wurden, kann man sich vorstellen, wie erwünscht dem Kerkstör Kürsten die Fabrik in Jever war, was mancherlei Unterstützungen bewiesen, die der Fabrik von höchster Stelle zuteil wurden. In den ersten Jahren scheint die jeversche Fabrik jedoch keine Erträge abgeworfen zu haben. Man war in der Folge mit der Arbeitsweise des Tönjes nicht zufrieden. Es wird in vielen Schreiben gesagt, daß er schlecht wirtschaftete und die Zeit mit großen Ver suchen verbringe. In einem 1766 an den Fürsten gegebenen Bericht wird mitgeteilt, daß man auf Tönjes Dienste verzichtet und jetzt den dritten Meister habe, der mit gutem Erfolge arbeite. Die Zahl der in der Fabrik beschäftigten Arbeiter wird gleichzeitig mit acht angegeben. Zum Mischen wurde holsteinische Erde bezogen. Ein Teil der Fabrik, und zwar die Stofmühle, befand sich zeitweise im jeverschen Schloß.

Etwa 1768 wurde die jeversche Fayencefabrik von dem zerbütischen Maler Johann August Gankler übernommen, der jedoch nur einige Jahre in Jever verblieb, da sich ihm allerlei Hindernisse in den Weg stellten. Die Fabrik scheint 1776 eingegangen zu sein, wie ein amtliches Schreiben an den Fürsten ausdrückt.

Jever lieferte wertvolle Erzeugnisse.

Es ist zweifellos, daß die jeversche Fabrik eine zeitlang sehr gute Erzeugnisse geliefert hat, und zwar besonders zu der Zeit, als sie von Sebastian Heinrich Kirch geleitet wurde (später an der Kellinghusen Fayencefabrik tätig). In Privatsammlungen finden wir noch heute einige Stücke aus der jeverschen Fayencefabrik. Das beste erhaltene Stück befindet sich in einer Sammlung in Oldenburg. Es ist ein Tafelaufsatz von 44½ Zentimeter Höhe mit blauer Malerei. Die besten erhaltenen Stücke stammen überhaupt von Kirch, z. B. eine eine Schale tragende Figur mit Malerei in Blau, Grün, Mangan und Gelb; sie befindet sich im Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg. Auch in der Sammlung des jeverschen Altertumsvereins befinden sich schöne Stücke.

Paula Beckhusen.

Der Niedersächsentag in Hannover.

Der „Niedersächsische Heimatschutz“, die Spitzenorganisation aller Heimatverbände des Niedersachsenlandes, tagte nach zweijähriger Pause im Oktober d. J. wieder, und zwar diesmal in der Stadt Hannover. Auch der „Morgenstern“ und der „Stader Geschichtsverein“ waren durch Vorstandsmitglieder vertreten. Solche Veranstaltungen sollen Einblicke und Ueberblicke über die im Lande geleistete Kleinarbeit geben und sollen zugleich Anregungen und neue Triebkraft hinausstrahlen lassen, damit eine gemeinsame Marschrichtung für alle Zweigvereine festgelegt wird. Häufig genug ist bislang die Pflege der Sprache und der Bauweise und der Schutz der Natur- und Kulturdenkmäler ohne genügende Durchföhrung der in Frage kommenden Einzelvereine erfolgt. Trotz Anerkennung aller bisher geleisteten Heimatarbeit muß doch der Blick mehr auf die Heimat als Ganzes gelenkt werden, auf die Landschaft und den aus ihr herausgewachsenen Menschen. Landschaftsgestaltung und Heranziehung des heimatischen Menschen, der sich des Wertes der Heimatkraft für sich und sein Volk bewußt ist und der das ernste Bestreben hat, mit allen Kräften an ihrer Erhaltung und Weiterbildung mitzuhelfen. Schon Justus Möser sagt, daß Bodenständigkeit die wahre Grundlage der Nation sei. Das bedeutet gewiß keine Geringschätzung und Verkennung der städtbürgerlichen Kultur, die doch anfänglich auch bäuerlichen Ursprungs war. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, war es natürlich, daß man an den Anfang der Tagung einen Vortrag über „Die niedersächsische Dorfgemeinschaft als Ausgangspunkt und Ziel aller Heimatpflege“ zu lesen (Professor Dr. Pröbe, Celle). Das dörfliche Leben ruht auf der Gemeinsamkeit des Lebensraumes, der Erinnerung, der Sprache und von Sitte und Brauch. Hier wächst die Jugend ohne besondere Belehrung hinein in den Geist wahren Gemeinschaftslebens (Nachbarschaft). Heute und vorzeiten! Durch die Ausstellungen im Landesmuseum wurden Beispiele und Gegenbeispiele zur Erhaltung und Pflege des Dorfbildes gezeigt: das Bauernhaus, die Dorfkirche und der Friedhof.

In einem überaus fesselnden Vortrage über „Heimat und Wissenschaft“ zeigte dann Geheimrat Regierungsrat Professor Dr. Brandt, Göt-

tingen, die Notwendigkeit der Erforschung der heimischen Natur und des heimatischen Menschen als Grundlage aller rechten Heimatpflege, die nicht mehr Heimatschutz sein wird, wenn Erkenntnis und Wille der in der Heimat lebenden Menschen nicht mehr auf ihre Geföhhrung bedacht sein werden. Dann erst wird man von einer wirklichen „Kulturheimat“ sprechen können.

J. J. C.

Noch einmal: Ofenplatten.

(Zu dem Aufsatz in der letzten Nummer.)

Der Aufsatz über Ofenplatten in den letzten Mitteilungen hat eine doppelte Wirkung gehabt.

Erfreulicherweise hat die Stader Regierung Schritte unternommen, um die gefährdeten alten Bedersfäer Platten zu retten und würdig aufzustellen. Dafür sei ihr auch an dieser Stelle gedankt.

Und dann zeigte sich, wie mühslich es ist, auch den bescheidensten vollstündlich-wissenschaftlichen Aufsatz zu schreiben, ohne die Hilfsmittel einer großen wissenschaftlichen Bücherei ständig zur Hand zu haben. Es ist nur ein schwacher Trost, wenn die beiden neueren, den Stoff behandelnden Werke, auf die Herr Professor Westrich in Bückeburg freundlichst hinwies, auch andern entgangen sind. Außer dem schon genannten älteren Buche von L. Bickell über die Eisenhütten des Klosters Haina und den dafür tätigen Formenschnitzer Philipp Soldan von Franckenberg (Marburg, Elwert, 1889) sind inzwischen erschienen: Albrecht Rippenberger, „Philipp Soldan zum Franckenberg, ein heffischer Bildhauer des 16. Jahrhunderts, Meister der Ofenplatten“. Herausgegeben vom Verein für Heimatkunde und Geschichte im Siegerland. Weimar, Scharfe, 1926. und: Dr. Albrecht Rippenberger, „Die Kunst der Ofenplatten, dargestellt an der Sammlung des Vereins deutscher Eisenhüttenleute in Düsseldorf“. Düsseldorf, Stahleisen, 1928.

Wenn ich die beiden gediegenen, mit Abbildungen vorzüglich ausgestatteten Werke für Liebhaber hier nenne, so deshalb, weil sie einmal die Bestimmung verschiedener Platten im Morgensternmuseum ermöglichen. So ergibt sich vor allem die besprochene Darstellung der Belagerung von Bethulia (nicht Jerusalem!) im Museum und im Teufelsmoor als eine der drei Fassungen Philipp Soldans selbst. Und ferner wird z. B. die schönste Bedersfäer Platte mit der Anbetung der heiligen drei Könige bestimmt als ein Werk des Meisters der Königin von Saba — wobei uns freuen mag, daß das Bedersfäer Stück weit besser erhalten ist, als das abgebildete. Einen gleichen Guß besitzt auch das Nationalmuseum in Kopenhagen.

Tja, und mit dem Doktorhut ist es nun freilich nichts mehr!

Schr.

Mitteilungen und Hinweise

aus dem Arbeitsgebiet und seiner Umgebung.

Winterarbeit des Morgensterns. Der Heimatbund wird im Laufe des Winters durch eine ganze Reihe von Vorträgen hervortreten, für die sich eine Anzahl von Mitgliedern zur Verfügung stellt. Für das Gebiet der Unterweserräde sind Dr. Bohl, Dr. Köster, sowie Professor Dr. Gripp, Hamburg, (Geologie) und Professor Dr. Brandt, Göttingen, (Heimatgeschichte) in Aussicht genommen. — In Hamburg und Cuxhaven werden die Mitglieder der Redner und ihre Themen selbst bestimmen bzw. vorschlagen. Im Landbezirk wird sich der Heimatbund in erster Linie innerhalb der Dorfgemeinschaftsarbeit betätigen. Die Anschriften der Redner und die Themen der Vorträge sind niedergelegt, so daß bei rechtzeitiger Anforderung jederzeit Versammlungsredner zur Verfügung stehen.

Der Einbaum, den Dr. Köster im Herbst aus dem Schlamm des Sees von Bedersfä barg, steht gegenwärtig zur langsamen Eintrocknung im Geestbauernhaus in Speckenbüttel.

Die beiden Steinfarkophage aus Berghövede sind nunmehr durch den Fuhrpark der Stadt Wesermünde abgeholt und auch zunächst nach Speckenbüttel geschafft worden, bis über ihre Wiederaufstellung an geeigneter Stelle entschieden ist.

Die Bodmühle aus Nordleda ist am 19. November, dem 72. Geburtstag des „Buernhusvadders“, Dr. J. Bohl, der Stadtgemeinde Wesermünde übereignet worden. Oberbürgermeister Dr. Delius übertrug ihr zur dankbaren Erinnerung und als dauernde Anerkennung für den Schöpfer des Speckenbütteler Freilichtmuseums den Namen „Jan Bohl's Mühle“.

Handweberei. Um die Deffentlichkeit auf die Bedeutung und den Wert der Handweberei erneut hinzuweisen, gab der Heimatbund dem Vertreter der Dithmarscher Museumswerkstätten Gelegenheit, Proben dieser Handwerksarbeit im Morgensternmuseum zu zeigen. Dr. Köster gab zunächst eine allgemeine Einführung, und dann zeigte der Vertreter der Museumswerkstätten, die aber kein Erwerbsunternehmen sind, alte und neue Muster aus Meldorf. Lebhaft bewundert wurden u. a. die in alter Technik hergestellten Weiderwandstoffe. Man pflegt wieder die Tulpenmuster, sowie auch die aus der Drellweberei entwickelten einfachen geometrischen Muster in ihrer schönen Ausgeglichenheit. Auch das Einhornmuster und das Pyramus- und Thibemuster fanden Verwendung. Neu aufgenommen ist das Bernwardmuster, das das bekannte Lebensbaummotiv zeigt, und sich auf einem Stoff im Sarge des im 11. Jahrhundert verschiedenen Hildesheimer Bischofs Bernward fand und nun in Weiderwandtechnik überföht ist. Neue Entwürfe berücksichtigen die Muster „Wiking“ und „Dithmarschen“ mit Tieren und Bauernhäusern. So wird allen Wünschen in bezug auf eine stilvolle Wohnungskultur Rechnung getragen.

J. J. Cordes.

Für diejenigen Mitglieder, die den seit dem 1. Juli 1935 fälligen Jahresbeitrag 1935/36 in Höhe von RM 4,00 noch nicht bezahlt haben, lege ich eine Zahlkarte bei und bitte nochmals, diesen Betrag **nunmehr** einzuföhren.

Das etwa im Februar herauskommende neue Jahrbuch kann nur an die Mitglieder versandt werden, die den Beitrag bereits bezahlt haben.

Der Kassenwart.